

21)

Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Heß.

Hauptmann Duvernois? Die Soldaten hatten ihm den Spitznamen gegeben: Doverni — noga (Zieh' die Beine nach). „Nein, Duvernois ist geizig und liebt mich nicht — das weiß ich . . .“

So ging er alle Rottenkommandeure von der ersten bis zur sechzehnten Rotte durch und schloß selbst die nicht zur Linie gehörige Trainrotte mit ein; dann machte er sich heufzend an die jüngeren Offiziere. Er hatte die Hoffnung auf Erfolg noch nicht verloren, wurde im Innern aber doch schon etwas unruhig, als ihm plötzlich ein Name in den Kopf kam: „Oberstleutnant Kafalski!“

„Kafalski. Und da zerbreche ich mir den Kopf: „Gaiän! Rod, Handschuhe, Mantel — flink!“

Oberstleutnant Kafalski, Kommandeur des vierten Bataillons, war ein alter, wunderlicher Junggeselle, der als großer Tierfreund im Regiment scherzhafterweise, natürlich nicht ins Gesicht, Oberst „Brehm“ genannt wurde. Er verkehrte mit keinem Kameraden, machte nur die offiziellen Oster- und Neujahrsvisiten und war im Dienst so nachlässig, daß er beim Exerzieren und im Rapport stets Verweise und arge Wischer bekam. Seine ganze Zeit, alle Mühen und die ganze unausgeglichene Fähigkeit seines Herzens zur Liebe und Anhänglichkeit widmete er seinen lieben Tieren, den Vögeln, Fischen und Vierfüßlern, deren er eine ganze große, originelle Menagerie besaß. Die Regimentsdamen, die sich im Grunde ihrer Seele über seine Gleichgültigkeit gegen sie gekränkt fühlten, sagten, sie verstanden nicht, wie man es bei Kafalski aushalten könne: das wäre einfach fürchterlich mit den Tieren! „Und dann, verzeihen Sie den Ausdruck — aber der Gestank! Pfui!“

Alle seine Ersparnisse gab Oberst „Brehm“ für Tiere aus. Der Sonderling beschränkte seine persönlichen Bedürfnisse auf das unumgänglichste; trug Mantel und Uniform aus Gott weiß welcher Zeit, schlief wie es ging, aß Soldateneffen der fünfzehnten Rotte; schrieb aber für das Soldateneffen trotzdem eine Summe an, die mehr als bedeutend war. Kameraden, namentlich jüngeren Offizieren, schlug er, wenn er bei Geld war, selten kleine Gefälligkeiten ab. Die Gerechtigkeit verlangt hinzuzufügen, daß es nicht üblich war, sogar als lächerlich galt, ihm geborgenes Geld zurückzugeben — dafür war er eben der Sonderling, Oberst „Brehm“.

Wenn lockere Jährlinge in der Art Bbows ihn um zum Rubel anpumpen wollten, sagten sie: „Ich möchte gern Ihre Menagerie sehen“. Das war nämlich der Weg zum Herzen und zum Geldbeutel des alten Junggesellen. „Iwan Antonitsch, haben Sie keine neuen Tiere? Bitte, zeigen Sie sie mir. Sie verstehen das alles so interessant zu erzählen . . .“

Romaschow war ebenfalls häufig bei ihm gewesen, bis dahin aber ohne eigennützige Absichten: er liebte Tiere in der Tat mit ganz besonderer Zärtlichkeit. Als Kadett und später als Junker in Moskau ging er weit lieber in den Zirkus als in das Theater, noch lieber in den Zoologischen Garten und in die Menagerie. Der Traum seiner Kindheit war, einen Bernhardsiner zu besitzen, jetzt träumte er davon, Bataillonsadjutant zu werden, um ein Pferd zu bekommen. Aber beiden Träumen war die Verwirklichung versagt: Dem Traum der Kindheit wegen der Armut, in der seine Familie lebte, und dem Adjutantentraum, weil man ihn wegen seiner wenig repräsentablen Figur kaum zum Adjutanten ernennen würde.

Er ging aus dem Hause. Warme Frühlingsluft strich zart schmeichelnd um seine Wangen; der nach dem letzten Regen aufgetrocknete Boden federte elastisch unter seinen Tritten. Die weißen Mützen der Traubenkirschen und die blauen der Syringen hingen dicht und niedrig hinter dem Zaun hervor auf die Straße. In Romaschows Innern dehnte sich plötzlich etwas mit ungewöhnlicher Macht, als wenn er fliegen wollte. Er blickte sich ringsum und zog, als er sah, daß niemand auf der Straße war, Schurotschas Brief aus der Tasche, durchlas ihn und presste die Rippen fest auf die Unterschrift.

„Mein lieber Himmel! Liebe Bäume!“ flüsterte er mit feuchten Augen.

Oberst „Brehm“ wohnte in einem mit besonders hohem, grünem Zaun umgebenen Hofe. Auf der Pforte stand die kurze Inschrift: „Nicht ohne Klingeln eintreten. Hundell!“ Romaschow klingelte. Aus der Pforte trat ein träger, zerzauster, verschlafener Offiziersburche:

„Gerr Oberstleutnant zu Hause?“

„Bitte, Herr Leutnant!“

„Geh, meld' mich.“

„Nein, bitte so,“ der Burche schenkte sich träge den Schenkel. „Gerr Oberst lieben nicht, daß man anmeldet . . .“

Romaschow trat auf dem Backsteinwege ins Haus. Hinter der Hausdecke sprangen zwei riesige junge mäusefarbene Doggen mit gestubten Ohren hervor. Einer von ihnen bellte laut, aber gutmütig. Romaschow schnalzte mit den Fingern, und die Dogge tappte munter mit den Vorderbeinen bald rechts, bald links, und bellte noch lauter. Der andere Hund ging hinter dem Leutnant her und schnüffelte mit ausgebreiteter Schnauze neugierig an seinen Mantelschößen herum. Im Hintergrunde des Hofes stand im grünen Gras ein kleiner Esel; er träumte friedlich in der Frühlingssonne, blinzelte mit den Augen und bewegte vor Vergnügen die Ohren. Hier wimmelte es von Hühnern und bunten Hähnen, Enten und chinesischen Gänsen mit einem Auswuchs am Schnabel; Perlhühner schrien durchdringend, und ein majestätischer Truthahn umkreiste mit ausgebreitetem Schweife und mit den Flügeln den Boden streifend hochmütig und wollüstig die zarten Truthühner. Neben einem Tröge lag mit der Seite auf der Erde ein riesiges rosa Yorkshire-Schwein.

Oberst „Brehm“ stand in einer schwedischen Lederjoppe, mit dem Rücken der Tür zugewandt, am Fenster und bemerkte nicht, wie Romaschow eintrat. Er war an einem Aquarium beschäftigt und hatte die Hand bis an den Ellenbogen hineingetaucht. Romaschow mußte sich zweimal räuspern, bis „Brehm“ sein mageres, langes, bärtiges Gesicht mit altem Schildpattneifer umwandte.

„A—a, Unterleutnant Romaschow! Seien Sie willkommen . . .“ sagte Kafalski höflich. „Verzeihen Sie, daß ich Ihnen nicht die Hand gebe — sie ist naß. Ich setze da gewissermaßen einen neuen Syphon ein, habe den früheren vereinfacht und was Süßliches zustande gebracht. Wollen Sie Tee?“

„Danke ergebenst. Habe schon getrunken. Ich bin gekommen, Herr Oberstleutnant . . .“

Romaschow sah sich ein Herz.

„Iwan Antonitsch, ich habe eine große, große Bitte an Sie . . .“

„Geld?“

„Ja, ich geniere mich, Sie zu belästigen. Ich brauche wenig, zehn Rubel. Baldige Rückzahlung verspreche ich nicht, aber . . .“

Iwan Antonitsch zog die Hände aus dem Wasser und trocknete sie an einem Handtuch ab.

„Zehn kann ich Ihnen geben. Mehr habe ich nicht, aber zehn mit Vergnügen. Sie machen doch keine Dummheiten? Nu, nu, nu, ich mache ja Scherz. Kommen Sie.“

Er führte ihn durch die ganze Wohnung, die aus fünf, sechs Zimmern bestand. Es waren weder Möbel noch Vorhänge darin. Die Luft war von einem scharfen Geruch erfüllt, wie in der Behausung kleiner Raubtiere. Die Fußböden waren derart beschmiert, daß die Füße ausglitten.

In allen Ecken waren kleine Höhlen und Lagerstätten aus Baumstämmen, Fässern ohne Boden, wie kleine Häuschen angebracht. In zwei Zimmern standen Bäume mit vielen Nisten, — einer für Vögel, der andere für Marder und Eichhörnchen mit künstlichen Höhlungen und Nestern. Aus der Art, wie diese tierische Brutstätten eingerichtet waren, ging fleißiges Nachdenken, Liebe zu den Tieren und große Beobachtungsgabe hervor.

Der Oberstleutnant hatte Romaschows Bitte anscheinend ganz vergessen. Er führte ihn von einer Höhle zur anderen, zeigte ihm seine Lieblinge und sprach von ihnen mit solcher Begeisterung und solcher Anhänglichkeit, solch eingehender Kenntnis ihrer Gewohnheiten und Eigenschaften, als wenn es sich um gute, liebe Bekannte handelte. In der Tat hatte er eine für einen in dieser öden kleinen Stadt lebenden Lieb-

Dritter Kunsterziehungstag in Hamburg.

Man könnte den Bericht mit der billigen Phrase anfangen: Der dritte Kunsterziehungstag schloß sich seinen Vorgängern würdig an. Aber es wäre nur Phrase. Denn in Wahrheit: die Verhandlungen des Hamburger Tages standen gegen Dresden und Weimar stark zurück. Wären die gebaltvollen Vorträge des dritten Tages über „Musikalische Kultur“ von Wativa-Prag und „Die Bedeutung der Leibesübung in der ästhetischen Erziehung“ von Karl Möller-Altona nicht gewesen, hätte May Dessoir-Berlin am ersten Tage nicht geradezu vorbildlich klar über „Die ästhetische Seite des musikalischen Genießens“ sich ausgelassen, so wäre die Erinnerung an die Hamburger Tage geradezu trübe. Selten nur hob sich die Debatte über direktes Fachgespräch und in dieser Befangenheit im engen Stoffgebiete bewegte sich auch eine Reihe der Referate. Schuld daran mag z. T. sein, daß man zwei Kunstfächdisziplinen zusammengestellt hatte, deren Verwandtschaftsgrad außerordentlich gering ist. Die Musik ist die Kunst des Gefühls, die Gymnastik die anschaulichen Lebens. Nur auf einem ganz kleinen Gebiete treffen sich die beiden, nämlich im Reigen und im Tanz, was beides wieder nur zwei verschiedene Ausdrucksformen für dieselbe Sache sind. Auf dem zweiten Kunsterziehungstage zu Weimar wies Lichtwark-Hamburg, einer der treibenden Männer der ganzen Kunsterziehungsbewegung, darauf hin, daß die Verteilung des Stoffes: bildende Kunst auf dem ersten Tage, Dichtkunst auf dem zweiten, Musik und Gymnastik auf dem dritten Tage zu behandeln, von vornherein im Plane der Veranstaltung gelegen hätte. Dies macht den Fehler der Planung um so auffallender. Denn wenn Gymnastik mit einer der als solche anerkannten Künste zusammen genannt werden muß, so ist dies die bildende Kunst. Widernatürliches Gefühl muß die Gymnastik beherrschen, auf Erzielung schöner Formen geht ihr Streben, aber musikalische Ästhetik kann mit ihr nicht vereint werden. Die Teilnehmer am Hamburger Tag schieden sich in zwei Professionen: hie die Musiker — hie die Turner. Die Musik litt weniger unter diesen Verhältnissen, als die Gymnastik. Das schreibt sich daher, daß die Musik eine für uns alte Kulturkunst ist, während die Gymnastik seit den Tagen der Griechen ruhte und erst jetzt wieder als Kunst geltend gemacht werden soll. Die Vertreter dieser neuen Kunst sind aber zum überwiegenden Teile nicht Gymnastiker, sondern Turnlehrer, und sie können sich nur sehr schwer gewöhnen, an ihr Fach dieselben ästhetischen Ansprüche zu stellen, die die Vertreter der alten Künste als etwas selbstverständliches ansehen. Daß die Musik ästhetische Ziele hat, bestreitet kein Musiker. Aber einer der höchsten Turnbeamten Preußens, der Mann, dem die Heranbildung der Turnlehrer anvertraut ist, Dr. Diebolt-Berlin, konnte sagen: nicht das ästhetische Interesse steht im Mittelpunkt der turnerischen Erziehung, sondern die Entwicklung einer harmonischen Persönlichkeit. Der letzte Ausdruck ist nicht etwa ein phrasenreiches Gebilde, unter dem sich der Hörer nichts denken soll, sondern bildet die Umschreibung des Begriffes des „guten Staatsbürgers“. Es ist zuzugabe, daß die nicht von weitem Gesichtspunkte zeugenden Ausführungen des Direktors der königl. preussischen Turnlehrer-Bildungsanstalt zu Berlin bei einem großen Teile der Versammlung auf energischen Widerspruch stieß, aber andererseits fand Dr. Diebolt auch wieder die gebührende Zustimmung. Denn er gab ja dem nur Ausdruck, was so und so viele Turnlehrer über Bedeutung und Ziele ihres Faches denken. Was haben wir alles hören müssen am Sonabend, dem gymnastischen Debatteitag! Turnen ist Gesundheit, Turnen ist Sittlichkeit, Turnen ist Frölichkeit, Turnen ist Freude, und „Vater Jahn“ flog nur so hin und her. Das, worauf es ankam, wagte sich spärlicher hervor: nämlich die Forderung Gymnastik ist Kunstausübung.

Es ist Gepflogenheit der Kunsterziehungstage gewesen, keine Beschlüsse zu fassen, sondern nur Anregungen zu geben. Selbe jeder, wie er damit fertig wird! In Dresden und Weimar waren die Anregungen ganz besonders fruchtbar, der Nachhall der Hamburger Tage dürfte kaum so intensiv wirken. In Dresden und Weimar hatten die führenden Geister der Kunsterziehung das Wort, in Hamburg fehlte dagegen sogar eine Anzahl der Einberufener. Das mußte lähmend auf den Geist der Verhandlungen wirken. Immerhin muß gesagt werden, daß die Debatte über musikalische Fragen weitgehendes hätte zutage fördern können, wenn sie in genügender Weise stattgefunden hätte. Aber da gab es am ersten Tage offizielle Begrüßungsreden, und die damit verbrauchte Zeit mußte am wichtigsten, was ein solcher Kongreß aufweisen kann, der gegenseitigen Aussprache, verläßt werden. Dazu kam, daß die Referenten in ihren Erörterungen sehr in die Breite gingen. Manches war nicht nötig. So z. B. die Propaganda für das Harmonium als Hausmusikinstrument, die man ruhig der freiwilligen gegründeten Zeitschrift hätte überlassen können, so z. B. der Abriss der Musikgeschichte, der das Referat über die Jugendkongerte einleitete. Statt dessen hätten andere Fragen, die z. T. nur gestreift, z. T. gar nicht erwähnt wurden, eher eine gewissenhafte Besprechung verdient. Nach meiner Meinung war die Frage der musikalischen ästhetischen Erziehung des Menschen überhaupt zu lose gefaßt. Wir hörten Referate über Hausmusik, Schulgesang und die Jugendkongerte. Damit ist aber gerade der Kern der Sache nicht berührt.

habt sehr ansehnliche Sammlung: weiße Mäuse, Kanarienvögel, Meerschweinchen, Igel, Murmeltiere, einige Giftschlangen in Glasgefäßen, mehrere Arten Eidechsen, zwei kleine Affen, einen australischen schwarzen Hasen und ein seltenes, schönes Exemplar einer Angorakatze.

„Hübsch, nicht wahr?“ fragte Rafalski, auf die Katze deutend. „Ist die nicht in der Tat reizend? Ja, gebe aber nicht viel drum. Sie ist dumm. Dümmer als alle anderen Katzen. Da haben Sie es wieder!“ wurde er plötzlich lebhaft. „Wieder ein Beweis, wie wenig wir uns für die Psyche unserer Haustiere interessieren. Was wissen wir von der Katze? Vom Pferde? Von der Kuh? Von Schweinen? Wissen Sie, daß die Schweine hervorragend kluge Tiere sind? Ja ja, lachen Sie nicht — Romaschow dachte gar nicht daran, zu lachen — „Schweine sind sehr klug. Ein Eber hat mir voriges Jahr folgenden Streich gespielt: Ich bekam Schlampe aus der Zuckerfabrik, gleichzeitig für den Garten und für die Schweine. Da reichte dem Tier die Geduld nicht. Als der Fuhrmann zu meinem Burschen ging, riß es mit den Zähnen den Stöpsel aus dem Faß. Die Schlampe floß aus und das Schwein defektierte sich dran. Ja, noch mehr: Einmal zog es nicht nur den Stöpsel heraus, sondern schleppte ihn in den Garten und vergrub ihn auf einem Beet. Da haben Sie die Schweine! Ich muß bemerken“ — Rafalski blinzelte mit einem Auge und machte ein schlaues Gesicht — „ich schreibe über meine Schweine einen kleinen Artikel . . . Aber sch—sch—sch! . . . Das ist Geheimnis . . . niemand verraten! Das paßt nicht recht, daß ein Oberleutnant der ruhmvollen russischen Armee sich mit — Schweinen beschäftigt. Jetzt habe ich die Yorkshires. Haben Sie die gesehen? Wollen wir hingehen? Ich habe da noch auf dem Hofe einen jungen Dachs, ein reizendes Tierchen . . . Wollen wir gehen?“

„Verzeihen Sie, Ivan Antonitsch,“ lachte Romaschow. „Ich würde gern hingehen, habe aber weiß Gott keine Zeit.“

Rafalski schlug sich mit der Hand gegen die Stirn.

„Ach, lieber Freund! Entschuldigen Sie, bitte. Ich bin wieder mal ins Schwagen gekommen . . . Nu, nu, nu, kommen Sie schnell.“

Sie traten in ein kleines, kahles Zimmer, in dem buchstäblich nichts war als ein niedriges Feldbett, dessen Boden wie der eines Rahns eingebogen war, ein Nachttisch und Schemel. Rafalski zog die Schublade auf und nahm Geld heraus.

„Freue mich sehr, Ihnen gefällig zu sein, Unterleutnant. Nun, was wollen Sie . . . Was ist da zu danken! . . . Bagatelle . . . Ich freue mich . . . Kommen Sie, wenn Sie Zeit haben, dann plaudern wir miteinander.“

Als Romaschow auf die Straße trat, stieß er sofort mit Bettin zusammen. Pawel Pawlitsch's Schnurrbart war aufgewirbelt, und die Mütze mit an den Seiten platt gedrückten Mändern saß verwegend auf einem Ohr.

„A—a! Prinz Hamlet!“ rief Bettin fröhlich. „Woher, wohin? Weiß der Kukud, Sie strahlen ja, als wenn Sie Geburtstag hätten!“

„Habe ich auch,“ lachte Romaschow.

„So? Das ist herrlich. Erlauben Sie, daß ich Sie umarme!“

Und die beiden küßten sich mitten auf der Straße.

„Vielleicht gehen wir aus diesem Anlaß ins Kasino? Nur einen „heben“ — wie unser feiner Freund Artschatowski jagt!“ meinte Bettin.

„Ich kann nicht, Pawel Pawlitsch. Gab's eilig. Uebrigens haben Sie heute wohl schon jemand erleichtert?“

„O—o—o!“ Bettin warf vieltragend und stolz den Kopf hintenüber. „Ich habe heute eine Erfindung gemacht, daß ein Finanzminister vor Neid die Krämpfe kriegt.“

„Das wäre?“

Die Erfindung Bettins war sehr einfach, aber nicht ohne Scharfsinn ausgedacht, und der Hauptbeteiligte dabei war der Regimentschneider Chaim. Er hatte von Bettin eine Empfangsbescheinigung über einen Uniformanzug erhalten; in Wirklichkeit hatte der erfinderische Pawel Pawlitsch nicht eine Uniform, sondern dreißig Rubel bar Geld bekommen.

„Schließlich sind wir beide mit dem Geschäft zufrieden,“ sagte Bettin frohlockend. „Der Jude ist zufrieden, weil er statt seiner dreißig Rubel aus der Kleiderkasse fünfundvierzig bekommt, und ich bin zufrieden, weil ich heute im Kasino alle Spieler hochnehme. Fein gedeichsel, was?“

„Fein!“ stimmte Romaschow ihm bei. „Werde mir für's nächstemal merken. Aber, leben Sie wohl, Pawel Pawlitsch. Wünsche Glück beim Spiel.“

Auf dem Dresdener Tage, der sich mit den bildenden Künsten befaßte, ging man dem Thema energisch zu Leibe. Man begann nicht mit dem Zeichenunterricht in der Schule, sondern spürte den ersten zeichnerischen Ausprägungen des Kindes, den Krügelversuchen nach. Ebenso war in Weimar die Kindersprache ein Feld für bedeutsame Ausprägungen. Die ersten kindlichen Versuche auf dem Gebiete der Musik zu erörtern, fiel jedoch auf dem Hamburger Tage weg. Und doch hat das Kind eine ihm immanente musikalische Sprache, die gepflegt werden sollte. Wie oft können wir wahrnehmen, daß ein Kind, das sich unbeobachtet wähnt, zu Hause oder auf der Straße seinem Gefühle in irgend welchem regellosen Singen Ausdruck gibt. Ganz wie bei den Krügelversuchen sind es Ausprägungen einfachsten Gefühls. Aber wir können darauf wetten, daß in hundert Fällen hundert Familien dem Gesang des oder der Kleinen keine Beachtung schenken. Höchstens empfindet man die musikalische Lautäußerung des Sproßlings als unangenehm. Darum heißt es möglichst früh, das Kind singen lehren. Und das Kind bekommt schöne Liedchen eingedrillt: Kommt ein Vogel geflogen, oder: Fuchs, Du hast die Gans gestohlen. Und lernt das Kleine zu Hause diese Sachen nicht, so kann man sicher sein, daß es auf der Straße verderben wird und eines schönen Tages seinem musikalischen Gefühle in den Tönen vom Kleinen hohen Ausdruck gibt. Verdorben ist das Kind in seiner musikalischen Anlage jedenfalls schon, ehe es in die Schule kommt. Und hier lernt es auch nichts Gescheites hinzu.

Die Wünsche für eine bessere Ausgestaltung des Schulgesanges kamen, wie schon erwähnt, auf dem dritten Kunst-erziehungstage zur Verhandlung. Ein eingehendes und sachdienliches Referat erstattete ein praktischer Musiker, Heinrich Johansen-Kiel. Und selbstverständlich stießen seine die Schäden des jetzt üblichen Schulgesanges aufdeckenden Erörterungen den anwesenden Schulgesangslehrern gründlich vor den Kopf. Die sämtlichen Ansichten der berufsmäßigen Vertreter des Schulgesanges kamen leider infolge starker Verkürzung der Debatte — zuletzt wurde jedem Redner nur noch zwei Minuten (1) Redezeit bewilligt — nicht zu Gehör. Ein von einer Gruppe Gesangslehrer unterzeichnet und am zweiten Tage eingereichter Antrag, die Debatte wieder aufzunehmen, wurde aus Gründen der Geschäftsordnung zurückgewiesen. Johannsen's Ausführungen gipfelten in folgendem: Der Schulgesang ist nicht nach intellektuellen, sondern nach ästhetischen Gesichtspunkten einzurichten. Diese Kunst muß Gemeingut aller Volksschichten sein; gerade für die Kinder der unbemittelten Klassen, deren Eltern ihnen keinen privaten Musikunterricht zukommen lassen können, denen musikalische Veranstaltungen, wie z. B. Konzerte, verschlossen sind, ist eine ästhetische Pflege des Schulgesanges unerlässlich. (Sollte man glauben, daß sogar dieses, beinahe theoretische Eintreten für die Kinder der breiten Volksschichten Widerspruch in der Versammlung fand?) Um ein Mittel zur künstlerischen Hebung zu werden, müßte allerdings dem Schulgesang, vor allem auf der untersten Stufe, mehr Zeit als die jetzt üblichen zwei Stunden in der Woche eingeräumt werden. Vielleicht könnte auch beim Literaturunterricht, zumal in der Lyrik, der Gesang sich nützlich erweisen. Ein kunstgerechter Gesang im höheren Sinne soll der Schulgesang nicht sein. (Auch diese vernünftige Forderung fand merkwürdigerweise Widerspruch.) Aber der Ausbildung der Sprache, zumal der Konsonanten, ist Sorgfalt zuzuwenden. Alles Halbe, alles Minderwertige soll aus dem Gesangsunterricht ausgeschieden sein. Nur Meisterwerke sind zu singen, und zwar ist, unserer heutigen Kulturstufe entsprechend, eine einfache, harmonische Begleitung des einstimmig zu singenden Liedes auf dem Klavier dem üblichen Einpausen mit der Geige vorzuziehen. Kirchenlieder und patriotische Lieder sind künstlerisch zu unbedeutend, um Gegenstand des Unterrichts zu sein. Dagegen sollen dem Kinde Volkslieder — auch in einfacher zweistimmiger Gattung — und das Kunstlied von Bach bis Brahms gegeben werden. Auch Lieder erotischen Inhalts sollen gesungen werden. Es liegt kein Grund vor, dem Kinde das gesunde, einfache Liebeslied vorzuziehen. Alles, was gesund und natürlich ist, sollen wir dem Kinde offenbaren. Wir bedürfen eines billigen Liebesbuchs, das unsere besten Lieder in einstimmiger Gattung mit angedeuteter Begleitung bringt. Die jetzige Gesangsumbe macht den Kindern keine Freude. Schuld daran sind die Chorübungen. Denn, was hat ein Kind davon, wenn es jahrelang nur Begleitstimme zu singen hat. Deffentliche Choraufführungen der Schule sind unbedingt zu verwerfen. Sie sind nur Dekoration, und die auf sie verwandte Zeit und Mühe steht in keinem Verhältnis zu dem Resultat. Und dann müße auch die Vorbildung der Gesangslehrer eine bessere werden. Dem Gesangslehrer sei das tödliche Gut der menschlichen Stimme anvertraut: er sei dessen bewußt!

Was hier die Gesangslehrer am Freitag zu hören bekamen, bekamen die Turnlehrer am Sonnabend zu sämen. Den Reigen der Ankläger eröffnete Dr. Schmidt-Vorn. Er führte die Entwicklung des menschlichen Körpers vom Kindesalter bis zum Erwachsenen vor und zeigte, wie wenig das heutige Turnen geeignet ist, diese natürliche Entwicklung auszubilden. Vor allem das übermäßige Geräteturnen sei der Feind der natürlichen und darum schönen Entwicklung des Skeletts und der Muskulatur des Menschen. Grundlage aller menschlichen Bewegungsformen sei das aufrechte Gehen auf der vollen Sohle, nicht aber das Hängen und Kopfstehen, wie es durch das Geräteturnen betrieben werde. Die natürliche Bewegungsform soll den ganzen Turnunterricht beherrschen. Beim Kinde kommt das natürliche Bewegungsspiel in Frage, die Spiele im Freien zumal. Beim Turnunterricht

in den Jugendjahre müsse Berücksichtigt werden, wie weit der Verfall des typischen Schönheitsbildes des Körpers verändere. Uebermäßige Kräftigungsbewegungen sind unter allen Umständen zu vermeiden, besonders die Übungen mit schweren Hanteln und Gewichten seien schädlich. — In dieselbe Kerbe hieb Sparbier, ein Hamburger Lehrer, der über Spiele und volkstümliche Übungen referierte. Unter allen Umständen müsse das Turnen aufhören schulfähig, d. h. in einem festgestellten Lehrplan betrieben zu werden. Mehr Individualität, weniger Zwang müsse herrschen. Das jegliche Turnen sei keine Volkssportart, denn eine solche soll einfach sein.

Wie man sieht, ist in diesen Ausführungen, so groß ihr erzieherischer Wert auch ist, der Kern der Sache auch nicht getroffen. So gut wie der Klavierspieler, der Klavierlehrer, oft den Begriff Klavierpiel mit dem Begriff Musik verwechselt, ebenso gut verwechselt hier der Turnlehrer, der Arzt den Begriff gymnastisch-gut mit künstlerisch-schön. Die Frage steht so: Was können wir von der Gymnastik für die künstlerische Erziehung des Menschen erhoffen? Und die Antwort lautet: die Gymnastik soll uns lebend machen für die Schönheit des menschlichen Leibes, sie soll uns wieder lehren, daß wir, wie einst die alten Griechen, unseren Körper als Kunstwerk betrachten. Sie soll uns die wahre Schönheit, die des nackten menschlichen Körpers, wieder empfinden lassen. Was natürlich ist, ist gut; was gut ist, ist schön. Darum sollen wir unseren Körper wieder auf natürliche Weise pflegen, sollen ihn naturgemäß sich entwickeln und entspannen lassen. Wie schon eingangs betont, steht die Gymnastik hierdurch sowie auch durch die Bekämpfung der Prüderie, des falschen Schamgefühls in uniger Verwilderung mit den bildenden Künsten, vor allem der Plastik. Und es wäre wünschenswert gewesen, daß der bildende Künstler zur Klärung mancher Fragen sich Gehör geschafft hätte. Lichtwardt hielt ja einen einleitenden Vortrag am ersten Tage, das ist richtig. Aber über allgemeine Lehrsätze kam er nicht hinaus. Und in einzelnen waren seine Behauptungen teilweise auch ansehbar. So hörten wir denn am zweiten Tage, dem eigentlichen Gymnastiktag, immer um die Hauptfrage herumreden — auch der Schwimmunterricht wurde u. a. als Mittel zum Zweck empfohlen —, und wie der Gymnastik so ging es auch dem Tanze. Georg Fuchs-München hatte ein Referat darüber eingesandt. Doch das wahre Wesen des Tanzes als eine Ausprägung gesteigerten Lustgefühls erkannte er nicht. Daß heute keine Tänze, sondern nur Tanzkombinationen erfunden werden, ist richtig. Aber der Grund liegt darin, daß das Volk zum Ausleben seiner selbst nicht kommt. Neue Formen des Lebens lassen sich überhaupt nicht erfinden, sondern entwickeln sich von selbst. Und so wird es auch beim Tanz sein. Wir brauchen nicht verzweifeln oder auf die Schaubühne der Zukunft unsere Hoffnung zu setzen wie Fuchs, unser Volk muß sich nur neue Lebensmöglichkeiten erschließen, dann wird eine neue Form des Tanzes an Stelle der jetzigen Konventionstänze und des Balletts gewissermaßen als Kulturerscheinung von selbst kommen.

Dann wird auch die Frage der musikalischen Bildung sich tiefer fassen lassen, als es in unserer Zeit des Konzertbetriebes möglich ist. Was wir heute vorschlagen, sind ja doch nur Palliative gegenüber einer wahren musikalischen Reform, als Grundlage für ästhetisch-musikalisches Empfinden. Das zeigt sich allerwegen. Vatika-Prag hat dort Hausmusikabende eingerichtet, doch der Erfolg war nicht so wie gehofft. Die Teilnehmer an den Abenden suchten immer ein Konzert dahinter. Außerlichkeiten, rein auswendiger Vortrag, möglichst virtuose Leistungen gingen ihnen über den Kern der Sache: ein verinnerlichtes Musizieren. Und was Vatika zur Abhilfe noch empfiehlt, nicht nur das Klavier, sondern auch andere Instrumente zu pflegen, kommt nur für Bemittelte in Betracht. Der Arbeiter kann seinen Kinde nur in seltenen Fällen das Lernen eines Musikinstrumentes ermöglichen, und die Zukunft unserer Kultur ruht doch zum wesentlichen auf den breiten Massen des arbeitenden Volkes. Man hat das auch schon längst erkannt und war auf Abhilfe bedacht. Volkskonzerte, Jugendkonzerte sind zur musikalischen Erziehung des Volkes veranstaltet worden. Auch hierüber wurde gesprochen. Barth-Hamburg referierte über die von ihm geleiteten Jugendkonzerte. Der Erfolg soll sehr gut sein. Nicht nur die Schüler der oberen Volksschulklassen, sondern auch schon Schulentlassene können daran teilnehmen. Die Besucher des Kunst-erziehungstages konnten sich von dem Verlaufe eines solchen Jugendkonzertes selbst überzeugen. Es fand am Sonntagnachmittag statt, dauerte nur eine gute Stunde und enthielt Instrumentalstücke, die durch eine jedesmalige kurze Rede des Dirigenten den Kindern näher gebracht wurden, und Liederbeiträge des Hamburger Lehrergesangsvereins. Außer dieser musikalischen Darbietung wurden auch Turn-, Schwimm- und Spielübungen der Hamburger Jugend vorgeführt. Sie sollten zeigen, wie die Hamburger Lehrerschaft die Kunst-erziehungsbestrebungen in die Praxis überführt, und in der Tat waren bei den Turn- und Schwimmübungen beachtenswerte Resultate zu sehen. Die Vertreter der verschiedenen Regierungen und Stadtgemeinden werden hoffentlich dafür sorgen, daß die Anregungen recht weit getragen werden. — Eugen Thari.

(Nachdruck verboten.)

Goldminen im Samenhandel.

(Schluß.)

Dem Hybridisten sind verschiedene Wege bekannt, um eine gewünschte Farbe der Blüten zu erzielen. Handelt es sich bloß für den Augenblick, d. h. wünscht irgend ein Geldmonarch z. B. seine Palastträumlichkeiten und Speiseäle für ein bestimmtes Fest mit meistens nur rot, blau, heliotrop blühenden Gewächsen oder abgeschnittenen Blumen zu dekorieren, so wird der Hybridist die Erde der Blumentöpfe oder das Wasser der Blumentaraffen mit gewissen Chemikalien durchtränken, die in ihrer Wechselwirkung auf dem Wege der Saftzirkulation das Zellgewebe der schon vorhandenen Blüten mit dem gewünschten Farbstoff durchtränken. Wenngleich auf solche Weise oft wundervolle Farbeneffekte erzielt werden, sind dieselben doch immer nur vorübergehender Natur, die also vergebliche Mühe gibt bei Kreuzbefruchtung usw. nur immer wieder die Mutterform der Farbe.

Richtige, d. h. echte Farbeneinheiten, lassen sich natürlich ebenso wie neue Wuchs- oder Dimensionsformen nur auf natürlichem Wege erzielen. Zu diesem Zwecke werden die betreffenden Pflanzen den besten Lebensbedingungen unterworfen. Der Boden wird zunächst vorsichtig unter wissenschaftlicher Beaufsichtigung vorbereitet, denn da aus seinen besonderen chemischen Bestandteilen mit Hilfe der Saftzirkulation auf den Organisationsbau der Gewächse ganz bestimmte Einwirkungen erhofft werden, so ist die Beschaffenheit des Bodens gleichsam die Diät, mit welcher die Ernährung der betreffenden Gewächse reguliert wird. Nicht minder streng ist die Beaufsichtigung der Luft- und Bodentemperatur. Um nun z. B. eine gewisse Farbe der Blüten zu erzielen, erwählt sich der Hybridist solche Gewächse der betreffenden Pflanzenorte aus, deren bisherige Blütenfarbe schwache Anzeichen des gewünschten Zieles zeigte. Denn die Fertilisation der Blumen beruht hauptsächlich darauf, daß sich der Hybridist solche Blütenfarben zeigende Pflanzen auswählt, die er zu vereinigen gedenkt, und dann selbst jene Arbeit verrichtet, welche draußen in der Natur auf gewöhnlichem Wege die blütenbefruchtenden Insekten und andere Blumenfertilisationsfaktoren, wie z. B. der Wind usw., vollbringen. Wie jeder Leser weiß, haben auch die Blumen ihre Geschlechter und der Hybridist verrichtet im Grunde genommen nur die Tätigkeit einer Stuppelmutter, indem er die einzelnen Geschlechter so miteinander verbindet, daß die Folgen seinen Wünschen entsprechen. Die erhaltenen Samen werden sorgfältig gesammelt, die besten, d. h. kräftigsten, ausgewählt und zur Aussaat gebracht. Mit Argusaugen bewacht der Hybridist das Heimen seiner Pflänzlinge, auch hierbei unmissverständlich alle Schwächlinge entfernend. Nach monatelangem Warten und vieler Mühe sind aus den Sämlingen endlich blütenansetzende Pflanzen geworden. Jetzt beim Aufbrechen der Knospen muß es sich zeigen, ob der „große Wurf“ mit einem Male gelungen, d. h. ob die Blüten die erwünschte Farbe zeigen werden. Aufmerksam verfolgt der Hybridist mit der Lupe alle Tage die weitere Knospenentwicklung — vielleicht, daß er wie Hülse des Vergößerungsglases schon im voraus Anzeichen entdecken kann, die auf einen Erfolg hoffen lassen. Da endlich öffnet sich eines Tages die erste Blüte — aber, o weh, sie zeigt nur die alte Mutterstammfarbe. Nach und nach öffnen sich auch die anderen Blüten und einige von ihnen zeigen schwache Farbennuancen des erwünschten Farbentons. Sofort werden alle anderen Blüten vernichtet und auf die volle Entwicklung der Auserkorenen die volle Saftzirkulation der Pflanze geleitet, sorgfältig die Befruchtung vorgenommen und der Samenbildung so weit als möglich Vorschub geleistet. Endlich ist die Blütezeit vorüber und neuer Samen gewonnen. Und abermals beginnt die Auslese der Samenörter und der Kreislauf der Erzeugung neuer Pflanzen aus der Aussaat. Abermals werden nur die kräftigsten Sämlinge zur Entwicklung gebracht und den knospenden Blüten die gewisse Aufmerksamkeit gewidmet. Aber auch in dieser zweiten Saison läßt sich eine Blüte sehen, deren Blumenblätter die gewünschte Farbe zeigen, wohl aber sind schon einige vorhanden, wo der neue Farbenton später zum Ausdruck kommt. Ihre Samen werden das Saatgut für das nächstjährige Experiment und sofort, bis endlich nach langer Mühe das gewünschte Resultat erzielt ist! Es braucht nicht selten sechs oder mehr Jahre, bis die ausgesuchte Varietät als „Neuheit“ auf den Markt kommt. So wird zum Beispiel der Samenhandel im Jahre 1906 eine neue Tabakpflanze in Umlauf bringen, die als Blütenpflanze mit ihren wunderbar gefärbten Blumenblättern alles, was man bisher auf diesem Gebiete kannte, in den Schatten stellen wird. Die farbig-blumigen Eltern dieser neuen Tabakhybriden stammen aus Brasilien, wo sie ein für die Londoner Firma Sanders & Son tätiger Orchideenjäger während der Orchideenjagd im Urwald vorfand. Man brachte die Elternform nach England und kreuzte sie mit der vollstieligen Sorte nicotiana affinis und hatte das Glück, nach wenigen Jahren schon eine Tabakpflanze zu erhalten, die nicht bloß all die allbekanntesten Qualitäten der Affinis zeigte, sondern auch die brillant gefärbten Blumen der brasilianischen Findlinge, und es ist nur zu wünschen, daß auch die neuen Hybriden den wunderbaren Blumenduft besitzen, der die Blumen der Affinis so besonders auszeichnet. Aber

noch ist diese neue Form nicht auf dem Markt zu haben — zwei Jahre nämlich brauchte die Firma Sanders nur, um aus ihrer Neuheit soviel Exemplare zu züchten, daß die winzigen vorhandenen Samenquanten soweit vermehrt werden konnten, um an Verkauf überhaupt zu denken —, und schon sind die Hybridisten an der Arbeit, die neuen Hybriden noch weiter zu verbessern. Der Tabak gehört nämlich zu denjenigen Blütengewächsen, die nur des Abends ihre Blüten öffnen, weil die Insekten, welche die Befruchtung vermitteln, Dämmerfliegen sind. Aus diesem Grunde hängen die Tabakblüten während des Tages immer wie platt gedrückt aus den Blattwinkeln herunter. Zwar entschädigen sie die Ungebuld des Menschen am Abend nachher durch Ausströmen eines lieblich duftenden Aromas, aber der egoistische Mensch ist damit nicht zufrieden, er will auch am Tage die Blüte voll geöffnet sehen, und diesen Wunsch zu erfüllen, ist die nächste Arbeit der Sanderschen Tabakhybriden!

Aber der Hybridist und Züchter von Pflanzenneuheiten ist nicht bloß eine Stuppelmutter, er ist auch ein barmherziger Samariter, der manches bisher als verachtetes Unkraut kümmerlich am seine Existenz kämpfende Pflänzlein dem Kampf ums Dasein entreißt, unter Glas sorgsam aufzieht, mit dem besten Hapen füttert und im Laufe einiger Jahre dadurch aus einem winzigen, kaum beachteten Schwächling eine saftige Pflanze zur Entwicklung bringt, die auch nicht im geringsten mehr an die einstige miserable Mutterform erinnert.

Eine Idee, was in dieser Beziehung von Blumenzüchtern geleistet wurde, gibt z. B. die heute überall so bekannte und beliebte chinesische Primel. Als die Stammform im Jahre 1820 zum ersten Mal in England eingeführt wurde, war die Pflanze so unansehnlich, daß tatsächlich kaum ein Gärtner an ihre „Besserungsfähigkeit“ glaubte. Aber Ausdauer tat auch hier Wunder und nachdem erst einmal die ersten Erfolge vorhanden waren, zeigte sich bald die Unerfättlichkeit der gärtnerischen Wünsche, die die Primel wurde schließlich zu einem der vielgeplagtesten „Versuchskindchen“ der Hybridisten. Dabei stellte sich in der ersten Zeit heraus, daß hunte Blüten nur an solchen Pflanzen hervorgebracht werden konnten, die dunkle Stengel und Blätter hatten. Das war eine Widersehlichkeit gegen die Wünsche der Primelzüchter, die beseitigt werden mußte. In der Tat gelang das nach vielen Versuchen nicht bloß, sondern die Hybridisten kamen so weit, auch die herrlichsten weißen Blüten an Pflanzen zur Entwicklung zu bringen, deren Belaubung das tiefste Dunkel zeigt. Zwar gelang es bisher immer noch nicht, den umgekehrten Prozeß zur Entwicklung zu bringen, die dunkelsten Blüten an hellgefärbten Stengeln und Belaubung zu erzwängen, aber der Hybridist läßt sich nicht abhaken, und in der Tat ist es ihm schon gelungen, eine vergißmeinnichtblaue Blüte an absolut hellgrün gefärbten Pflanzen zu erzeugen.

Was aber hier von der Primel gilt, das trifft auch auf Duhende von anderen Blütengewächsen zu, die, wie z. B. die Gloxinia, die Calceolarie, die gefüllte Begonia usw. heute als Schmuckpflanzen die Schaufenster unserer Blumenläden zieren und die ehemals bei ihrer Einführung in Europa erbärmliche Pflanzenschwächlinge waren.

Doch es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, eine Geschichte der Pflanzenhybridisation zu schreiben, jedenfalls wird es jedem Laien einleuchten, daß die jeweilig für die Anzucht einer Blütenpflanze verwendete Arbeit und Mühe auf den Preis des Saatgutes von ausschlaggebender Bedeutung sein muß. Zwar ist es das Bestreben der sogenannten Blumenliebhaber, immer so billig als möglich ihr Saatgut einzukaufen, und die Samenbändler haben mit der Einführung der Groschenpale die dieses Bedürfnis zu befriedigen versucht, aber der Nachmann lemt seine Pappenbeiner, er weiß, daß absolut zuverlässige keimfähige und sortenechte Sämereien nicht für billiges Geld zu haben sind. Schon der Marktpreis guten Stiefmütterchensamens ist zirka 60—65 M. die Unze, und es gibt in der Tat Sämereien, die höheren Marktwert besitzen, als ihr Gewicht in Geld. So beträgt der Preis einer Unze Calceolarienamen 250 M., der Preis einer Unze gewisser sortenechter Gloxinien 280 M. im Großhandel, während eine Unze Samen doppeltblütiger sortenechter Begonien sogar 1175 M. betragen kann, denn nur die gewöhnlichen Qualitäten sind für 512 M. per Unze im Engroßhandel zu haben. Da sich die Kosten für das gewöhnliche tausende Publikum aber durch den Zwischenhandel ungefähr verdreifachen, so erscheint die Ueberschrift für diese Arbeit nur zu gerechtfertigt. Jedoch darf dabei die Tatsache nicht vergessen werden, daß eine einzige Unze doppelter Begonienamen zirka 200 000 einzelne Samenkörner enthält.

Wo es sich um solch kostbare und staubfeine Sämereien handelt, ist es nur selbstverständlich, wenn beim Verpacken derselben ganz besondere Vorkehrungen getroffen werden. Ein einziger Luftzug könnte hier viele Tausend Mark wertige Ware im wahren Sinne des Wortes vom Tische blasen. Der Packisch ist deshalb von Glas umschlossen, und um die winzigen Samen einzeln in die Pakete zählen zu können, benutzt die mit dem Packen betraute Person speziell konstruierte Augengläser. —

A. G. Grant.